



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmer, Otto: Über den Brenner. 3.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Über den Brenner

Von Otto Kaemmel

3



üdlich von Bozen nimmt das breite Etschtal einen ganz italienischen Charakter an: rechts und links hohe, schroffe, kahle, zerrissene gelbgraue Felswände, dazwischen in der strichweise sumpfigen Talebene und an den Abhängen hinauf Obstgärten und Weinpflanzungen, deren Reben über niedrige Lauben (Pergeln, pergola) gezogen werden und so, wenn sie Laub und Trauben tragen, lange Gänge bilden, aber nirgends zeigt sich eine Spur von Wald. Doch die Bevölkerung ist deutsch, das romanische Volkstum ist hier überall noch in die Seitentäler zurückgedrängt. Auch das ist im wesentlichen das Werk der hier begüterten deutschen Stifter. Dort das zwischen Nebengärten am Fuße brauner, kahler Wände lang hingestreckte Tramin hat bald nach 1200 der Bischof Friedrich von Trient, ein Herr von Wanga, als Weinort angelegt, das schräg gegenüber auf der Ostseite liegende Neumarkt ist das germanisierte Egna, das römische Endidae. Erst Salurn (Salurnis) ist schon national gemischt, ob schon vorwiegend deutsch. Dort aber, wo die Roco aus einem Halbkreis öder Felsberge der Etsch zufließt, bildet sie die Sprachscheide zwischen Deutsch- und Welsch-Meß, gegenüber der alten Klosterstiftung St. Michael (1145), die zwar eine Kolonie des bayrischen Klosters Suben am Inn war, aber keinen germanisierenden Einfluß auf die Umgegend ausgeübt zu haben scheint.

Dieses Etschtal ist ein hart bestrittener Boden. Aber in diesem Kampfe kann nicht die Gewalt entscheiden, auch nicht die des Gesetzes, und am allerwenigsten die Berufung auf geschichtliche Ereignisse. Unzweifelhaft war diese Landschaft einst ebenso romanisch wie ganz Tirol, lange ehe sich noch ein germanischer Stamm hier ansiedelte, und das ganze Trentino hat bis ins zwölfte Jahrhundert zu Stalien gehört, war auch jahrhundertlang ein eignes geistliches Fürstentum und hat seine jetzigen Grenzen im Süden erst unter Maximilian dem Ersten durch den Frieden mit Venedig im Jahre 1518 erhalten, der die „welschen Konfinien“ (Riva mit Torbole und Nagò am Gardasee, Rovereto mit dem ganzen Etschtale südwärts bis zur jetzigen Grenze und Ampezzo) zu Tirol brachte; aber ebenso unzweifelhaft haben die Deutschen diesen Boden erobert und weit hin kolonisiert. Das italienische Geschrei nach der Brennergrenze, wo niemals eine politische oder

nationale Grenze bestanden hat, ist ebenso eine Narrheit wie die Torheit allzu eifriger Teutonen, den Italienern Tirols nicht die Gleichberechtigung in der gemeinsamen Landeshauptstadt gönnen zu wollen. Entscheiden kann in diesem traurigen Kampfe um die oder jene Scholle dieses Landes zwischen zwei ebenbürtigen großen Kulturvölkern, den einzigen wirklichen Kulturvölkern Österreichs, die durchaus aufeinander angewiesen sind, nur die Energie des nationalen Bewußtseins und der Arbeit; im übrigen sollen sie gegeneinander Toleranz üben. Die Italiensissimi sollten begreifen, daß Südtirol für Österreich und Deutschland ein Garten ist, für Italien nichts wäre als eine Alpe, daß also ihre eignen wirtschaftlichen Interessen sie an Österreich binden, und die Deutschen sollten nicht vergessen, daß die Welschtiroler, die 44,5 Prozent der Gesamtbevölkerung Tirols, also fast die Hälfte ausmachen (1900: 368 000 gegen 461 000 Deutsche), obwohl ihre wirtschaftliche Leistungsfähigkeit hinter diesem Prozentsatz bedeutend zurückbleibt, unmöglich als Staatsbürger zweiter Klasse behandelt werden können, und daß sie dasselbe Recht haben auf die Pflege ihrer nationalen Sprache und Kultur wie die Deutschen. Weiter wollen auch die verständigen Italiener des Königreichs nichts.

Soviel steht nun freilich fest: im Etzlande sind die Italiener seit langer Zeit im Vordringen, weil sie anspruchsloser und wohl auch fleißiger sind als die einheimischen Deutschen. Kaum ein deutscher Grundbesitzer südlich von Bozen, der ohne italienische Arbeiter auskäme, und diese siedeln sich dann, wenn sie genug erspart haben, gern auf deutschem Boden an. Als Goethe 1786 diese Straße zog, fand er erst in Rovereto, daß „die Sprache sich abscheidet; oben herein schwannt es noch immer vom Deutschen zum Italienischen“. Vollends Trient war noch am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts eine halbdeutsche Stadt, eine *sentina* *Italorum et Germanorum* und wurde ebendeshalb zum Sitz des Konzils 1546 bis 1563 gewählt. Davon ist heute gar keine Rede mehr; schon in Lavis, zwischen St. Michael und Trient, sind alle Aufschriften am Bahnhof italienisch, und Trient selbst, in jeder Beziehung der Mittelpunkt des „Trentino“, hat zwar auch heute noch deutsche Elemente, ist aber eine wesentlich italienische Stadt und hat auch genau dieselbe politische Entwicklung gehabt wie irgendeine andre oberitalienische Stadt. Daß die Bischöfe und die Domherren wie der ganze Adel Welschtirols im Mittelalter deutschen Ursprungs waren, hat hier dem deutschen Volkstum keinen festen Halt verschafft, denn die Nationalität eines Landes hängt nicht von den herrschenden Schichten ab, sondern von der Masse des Volks. Auch die Kunst stand hier ganz unter italienischem Einfluß; der mächtige Dom von Trient erinnert in seiner romanischen Anlage und mit den zierlichen Galerien von Rundbogen und Säulchen, die an seinen Längsseiten hinlaufen, durchaus an lombardische Bauweise.

Rein Wunder, daß hier der italienische Einfluß herrscht, denn drei Straßen führen von hier aus nach Italien, und alle drei hat der Handelsverkehr eingeschlagen. Die östlichste geht durch die Val Sugana nach Feltre und über

Treviso nach Venedig. Da sie die kürzeste dorthin war und zugleich die gefährlichen Engen der Veroneser Klause umging, so schlugen die nach und von Venedig kommenden Frachtzüge und Reisenden diese Linie mit Vorliebe ein, so zum Beispiel der Dominikaner Felix Faber aus Zürich 1480 auf der Reise nach dem Heiligen Lande. Darüber schlossen Venedig und Treviso schon 1261 einen Vertrag, und für diese Straße erbat Venedig 1351 von Ludwig von Brandenburg seinen Schutz. Ebenso versprach Rudolf der Vierte, der erste Habsburger, der Tirol beherrschte, 1363 den Bürgern von Innsbruck freie Fahrt durch seine Lande auf der Straße nach Treviso (Terveys), wie sie solche von jeher gehabt hätten. Bestimmend war dafür wohl auch, daß wenigstens die obere Val Sugana noch im sechzehnten Jahrhundert überwiegend deutsch war. Heute ist das Deutschtum auf einige Seitentäler (Ferses, Lufers, St. Sebastian, Folgareit) beschränkt, hält sich aber deutsche Schulen und hat auch im Haupttal einen festern Halt dadurch gefunden, daß 1905 die Burg Pergine (Persen) mit ausgedehntem Gelände und ein guter Teil des Nordufers des nahen Caldonazzo-sees (Christophlesee) in deutsche Hände übergegangen ist. Die Straße selbst ist heute in den Hintergrund getreten, immerhin besteht schon eine Eisenbahn bis zur Grenze bei Tezze, der freilich noch die Fortsetzung bis zur ersten italienischen Station Feltré fehlt. Es ist im ganzen die römische Via Claudia von Trient über Aufugo (heute Borgo) nach Feltria.

Die gerade Straße von Trient nach Italien ist immer im Etschtale über Rovereto gegangen in dem breiten, sorgfältig angebauten, auf beiden Seiten von kahlen Felsbergen begrenzten Etschtale, über deren westliche Seite dann der lange Schneerücken des Monte Baldo herüberschaut. Hinter Ala, wo der erste freistehende Campanile auftaucht, überschreitet sie die italienische Grenze. Noch ist das Tal breit und weithin mit Kulturen bedeckt. Dann schließen sich die graurötlichen Felsberge plötzlich von beiden Seiten eng zusammen, sodaß neben der brausenden Etsch eben nur für Straße und Eisenbahn zwischen senkrecht abstürzenden Wänden Raum bleibt; Sperrwerke zeigen sich rechts und links hoch oben; rechts thront unersteiglich eine alte Burg. Das ist die berühmte Veroneser (Berner) Klause. Hier und schon vorher stieß Kaiser Lothar 1136 auf hartnäckigen Widerstand, den er mit Mühe überwand; er belehnte wahrscheinlich gleich damals einen Deutschen mit der jetzt in Ruinen liegenden Burg Castelbarco beim Dorfe Chiusole am rechten Etschufer, denn 1142 schon erscheint ein Engilbero de Chostelwarch in Friesach als Zeuge im Gefolge des Bischofs Altmann von Trient, dessen Vasall er war, und die Herren von Castelbarco gehörten später zu den bedeutendsten Geschlechtern des südtirolischen Adels. Trotzdem mußte auch für Friedrich Barbarossa, als er im September 1155 vom ersten Römerzuge über Verona heimkehrte, der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit seinen bayrischen Alpensteigern die sperrende Burg der Veroneser hinter Bolargne (clausuras Volerni) erklimmen. Mit welchem Jubel mögen da die deutschen Heere die Türme von Verona begrüßt haben, die, sobald sie die gefährlichen Engen

hinter sich hatten, vor ihnen in der Ferne inmitten der reichen Fruchtebene auftauchten!

Ganz natürlich, daß alle die, die nach der Lombardei wollten, diesen Engpaß vermieden und vorher westwärts abbogen. Auf verschiedenen Wegen kamen sie dorthin. Der eine führt von Trient westwärts über Toblino ins wasserreiche Sarcatal und durch dieses hinunter nach dem Gardasee, aber er hat enge, schluchtenartige Täler zu passieren und eine Paßhöhe von 492 Metern zu ersteigen. Von ihm zweigt sich eine andre Straße westlich ab, die erst dem Sarcatal bis Tione (565 Meter) folgt und dann südwärts nach dem Chiese hinübergeht (Sudifarien), aber sie hat noch größere Schwierigkeiten zu überwinden als jene und trifft schließlich mit dem vom Gardasee durch das Ledrotal kommenden Wege zusammen. Viel bequemer ist der Weg, der bei Mori südlich von Rovereto in einer Seehöhe von nur 174 Metern abzweigt und im LoppioPaß (279 Meter) einen Höhenunterschied von wenig über 100 Metern zu überwinden hat. Es ist zugleich der überraschendste und eindruckvollste Übergang vom Etschtale nach dem Gardasee. In rascher Fahrt führt jetzt die kleine Lokalbahn, meist der Straße folgend, aufwärts durch Nebengelände, dann auf der Höhe inmitten eines Kessels kahler Felsberge an dem sonderbar gewundenen Loppiosee vorüber und durch wüstes, ödes Felsgeröll über den LoppioPaß. Bei der Station Nago öffnet sich plötzlich auf einen kurzen Moment der Blick tief hinunter nach dem blauen Spiegel des Gardasees. Hier geht die alte Straße nach Torbole steil hinab; die Bahn, die hier auf der Straße nach Arco läuft, biegt scharf nach Norden um, indem sie sich allmählich senkt. Tief unten breitet sich das fruchtbare, mit Kulturen bedeckte Tal der Sarca, die es wie ein Silberstreifen durchzieht, gegenüber starren die Felsmauern des Monte Brione, ringsum ein Kreis mächtiger, bis hoch hinauf bewachsener Kalkberge; im Norden ragt, die Ebene völlig beherrschend, der kolossale isolierte Felsklotz auf, der nach Norden, Osten und Westen in senkrechten Wänden abfällt, auf seinem südlichen, unbewaldeten Abhange die Reste der stolzen Burg von Arco trägt, zwei mächtige Türme inmitten hoher, dunkler Zypressen, an seinen Fuß schmiegt sich das freundliche Städtchen Arco inmitten blühender Gärten von südlicher Vegetation. Die Burg gehörte lange Zeit der Gemeinde und ihrer Nachbarschaft als Zufluchtsstätte in Kriegsgefahr; erst seit dem Anfange des zwölften Jahrhunderts erscheint sie im Besitz eines Geschlechts von Tridentiner Vasallen, die sich danach nannten, von den Bischöfen allmählich mit ausgedehnten Gütern und Rechten in der Umgegend ausgestattet wurden, 1359 aber den Grafen von Tirol, 1396 endlich den Habsburgern huldigten. Noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts erschien das feste Schloß militärisch so wichtig, daß die Franzosen bei ihrem Vormarsche nach Tirol 1703 hier hartnäckigen Widerstand fanden und es nach der Einnahme zerstörten.

Hier überschreiten Straße und Bahn die Sarca und biegen, längs des Westrandes der Fruchtebene laufend, südwärts nach Riva um. So dicht im Schutze

der westlichen Felswand gebaut, daß es den ganzen Nachmittag im Schatten liegt, drängte es sich ursprünglich dicht am Ufer zusammen um einen freien Platz, die Piazza Benacese, der jetzt von hohen Steinhäusern mit Laubengängen umgeben ist. Ganz in der Nähe ragt ein starker Mauerturm, der Apponale, als Rest der alten Befestigung auf, östlich davon erhebt sich die alte Burg der Scaliger von Verona, deren Anlage übrigens viel älter ist und bis 1124 zurückgeht, ursprünglich ein Viereck mit starken Ecktürmen hinter einem breiten Wassergraben und dicht am See, jetzt Kaserne eines Bataillons tirolischer Kaiserjäger. Erst in neuerer Zeit hat sich die Stadt nach der Landseite hinein ausgebreitet und ist ein besuchter Fremdenort mit großen, palastähnlichen Hotels am See geworden. Die Bedeutung Rivas geht bis in die römische Zeit zurück, wie eine Reihe von Inschriften bezeugt, die zugleich beweisen, daß der Ort mit dem Tale der Sarca und dem ganzen nördlichen Teile des Gardasees zur Stadtgemeinde Brizia (Brescia) gehörte, und sie beruht auf seiner Lage am Ausgangspunkte zweier Straßen. Die eine ging und geht durch das Ledrotal nach Judikarien (bei Storo) und dem Idrosee (368 Meter) hinüber und führt durch die Val Sabbia nach Brescia (150 Meter) hinunter, hatte also bedeutende Steigungen und gefährliche Engen zu überwinden. Trotzdem war sie schon in der römischen Zeit viel begangen; ist uns doch eine Grabchrift aus dem Sabbiatal erhalten, die den Wandrer anredet, dem Rot oder Staub oder Durst den Weg erschweren. Auch im Mittelalter benutzten diesen Übergang sogar Heereszüge; Kaiser Lothar mußte sich im August 1133 den Durchmarsch erkämpfen, indem er die sperrende Bergfeste Lodron nördlich vom Idrosee erstürmte; damals scheint ein Deutscher die Burg erhalten zu haben, von dem die spätern Herren von Lodron abstammen. Noch 1703 schlug Marschall Vendôme diese Straße nach Trient ein.

Weitaus wichtiger war für die Verbindung mit dem Süden der Gardasee, der Lacus Benacus der Alten. fand er doch auch eine Fortsetzung bis in den Po durch den in alter Zeit schiffbaren Mincio, dessen ziemlich konstante Tiefe und langames Gefäll ihn für kleinere Fahrzeuge zugänglich machte und eine Wasserstraße von 84 Kilometer Länge an den Gardasee angeschlossen. So fuhr der Kardinal Ludwig von Aragon im Januar 1518 auf seiner Rückreise aus Frankreich von Mantua auf dem jetzt völlig verschulften Mincio nach dem Po und diesen hinab bis Ferrara, wo die Landreise nach Rom begann. An den Ufern des Sees hin hat niemals eine durchgehende Straße geführt, so wenig wie am Comersee. Stürzt doch das Kalkgebirge auf seiner Westseite in senkrechten, braunen, fahlen, gefurchten Felswänden Hunderte von Metern tief in die blaue Flut hinunter; hoch oben auf breiten Terrassen unter noch höher aufsteigenden Bergen liegen die stattlichen Dörfer wie Tignale weltabgeschieden, nur auf Kletterwegen oder für Lasten mit Schwebbahnen zu erreichen, zwischen ihren Maisfeldern und Nebengärten. Nur da, wo rasche Sturzbäche einen Schuttkegel am Fuße der Felsen herausgespült haben, also kleinere oder größere Vorländer entstanden sind, haben sich hier Orte unmittelbar am See bilden können: Limone, Tremosine,

Campione, wie angeschmiegt an die ungeheure, starre Felsmauer in ihrem Rücken. Erst von Gargnano an tritt das Gebirge zurück und senkt sich in sanftern Abhängen, durch tief eindringende, vielgewundene anmutige Täler gegliedert, von den hohen zackigen Gipfeln der Brescianer Alpen überragt, zum See hinab. Das ist die Riviera des Gardasees. In kaum unterbrochener Reihe ziehen sich hier die Ortschaften am Ufer hin, oder sie schimmern hoch oben aus den Olivenwäldern hervor: Toscolano auf der breiten Halbinsel, die der aus tiefer, prachtvoller, ganz alpiner Felsenschlucht, wo er seit alter Zeit zahlreiche Papiermühlen (cartiere) treibt, stark hervorströmende Bach gebildet hat, darüber das große Dorf Gaino am Fuße des steilen, stolzen Monte Castello auf seiner weitschauenden Terrasse mit der einsam davor zwischen hohen, alten Zypressen ragenden aussichtsreichen Kirche, dann Maderno, Fasano, Gardone und an tief eingeschnittener Bucht das stattliche Sald (Salodium). Seit etwa zwanzig Jahren ist diese Riviera fast eine deutsche Kolonie; die meisten Hotels, eine Reihe von schmucken Villen, ein guter Teil des Grundbesitzes überhaupt ist in deutschen Händen, und das Deutsche wiegt im Verkehr so vor, daß auch die Einheimischen sich bemühen, es zu sprechen. In Gardone gibt es eine kleine, reizende evangelische Kirche; hier erscheint sogar die einzige deutsche Zeitung Italiens, „der Bote vom Gardasee“, und bei der Kirche von Gaino hat sich eine kleine Münchner Malerkolonie festgesetzt, die ihren Standort durch eine weißblaue Fahne andeutet, denn es gibt auch im Auslande offenbar ein stolzeres Bewußtsein, Bayer zu sein als Deutscher. Bekanntlich hat auch Paul Heyse eine Villa in Gardone unterhalb der evangelischen Kirche am Seegestade.

In der Tat ein irdisches Paradies, so recht das, was der Nordländer, wenn ihn der Frühling nach einem elenden, trüben Winter über die Alpen zieht, von der Herrlichkeit des Südens erwartet. Silbergraue Olivenwälder umhüllen die Abhänge bis hoch hinauf, ausgedehnte Zitronengärten, mit gelben Früchten reich behangen, terrassenförmig aufsteigend zwischen langen Reihen weißer Pfeiler, die in der rauhern Jahreszeit mit Brettern bedeckt werden, nehmen die Vorländer der Westseite ein und haben dem Orte Limone den Namen gegeben; schwermütig ragen die schwarzgrünen Pyramiden hoher Zypressen empor, in Bäumen und dichten Hecken wächst der Lorbeer, in herrlichen Gärten, die sich bis weit hinauf oder bis hinunter an den blauen See ziehen, spreizen Palmen ihre Fächer, dichtbelaubte Mispeln und Feigenbäume strotzen von jungen Früchten, aus dunkeln, glattem Blätterwerk „glühn die Goldorangen“, rosig schimmern die prachtvollen Kelche blühender Magnolien und die zarten Blüten der Pfirsiche, in schneeiger Pracht stehn die Kirschen- und Apfelbäume, und neben den starren, stacheligen, fleischigen Blättern mächtiger Agaven, die schon ganze Hecken bilden, streckt sich an Bächen das feingefiederte Bambusrohr. Von jeder Höhe und vom Ufer schweift der Blick über die blaue, fast immer bewegte Flut wie über eine weite Bucht des Mittelmeeres, silberweiße Möwen schweben wie klagend über den Wellen, und zuweilen zieht ein mächtiger Seeadler seine Kreise, denn meer-

artig erweitert sich der See im Süden, und die Linie des flachen Ufers an der Südoftseite verschwimmt mit dem See und dem Blau des strahlenden Himmels. Nur zur Rechten begrenzt den Blick das steil abfallende Vorgebirge von Manerba und näher die langgestreckte niedrige Isola di Garda mit den dichten Wipfeln ihres Parks und dem venezianischen Gartenschloß des Principe Ferrari, das an die Stelle eines Franziskanerklosters getreten ist, wie ein Märchentraum inmitten der klaren Flut. Alle diese Herrlichkeit hat schon Goethe geschaut, als er auf einer Segelbarke längs dieses Ufers südwärts fuhr, aber den schnellen, überraschenden Übergang von dem Schnee und dem Eise des Brenners bis zu den Palmen und den Orangen der Riviera di Gardone binnen sieben bis acht Stunden kann erst die eisenbahnsaufende Gegenwart genießen.

Wie diese Riviera ein geographisches Ganze bildet, so haben ihre Ortschaften von jeher auch ein zusammenhängendes Gemeinwesen gebildet. In der römischen Kaiserzeit fanden die inschriftlich vielfach bezeugten Benacenses, die der römischen Stadtgemeinde Brigia als Bürger latinischen Rechts „attribuiert“ gewesen zu sein scheinen, aber neben dem Lateinischen ihr einheimisches Rätisch festhielten und zuweilen sogar schrieben, ihren politischen Mittelpunkt, ihr Forum, in Toscolano. Im spätern Mittelalter, als der den Italienern immer un sympathische, ihnen aufgedrungne Feudalismus der städtischen Freiheit wich, vereinigten sich dreiunddreißig Gemeinden von Tremosine bis Rivoltella (bei Desenzano) zur Gemeinschaft der Riperia (d. i. Riviera), bis 1377 mit dem Hauptorte Maderno, seitdem unter dem größern Salò, und 1385 bestätigte ihnen Gian Galeazzo Visconti, der als Herr von Mailand bis hierher gebot, alle ihre alten Rechte. Als die Venezianer 1426 den Visconti Brescia entrißen, kam auch die Riviera unter die Herrschaft des geflügelten Löwen von San Marco, der heute wieder auf hoher Säule am Seegeftade in Maderno prangt, und ein Proveditore nahm seinen Sitz in Salò. Unter der klugen und milden Herrschaft Venedigs, das nirgends die Gemeindefreiheit antastete, erlebte die Riviera im ganzen friedliche und glückliche Jahrhunderte. Davon zeugt noch die auf ältern, zum Teil noch romanischen Grundlagen beruhende künstlerische Entwicklung dieser Gestade; vor allem ist fast jede Kirche, auch eine kleine Dorfkirche, ein interessantes Kunstwerk oder wenigstens künstlerisch ausgestattet, wie in Gargnano, Gaino, Toscolano, Salò, Morgnago über Gardone, und von modernen „Restaurierungen“ sind sie alle verschont geblieben. Die Kirche ist hier eben noch eine lebendige Macht im Volksleben, und wenn sich an Sonn- und Festtagen, wo der Fremde sogar in Gardone und Fasano merkt, daß die Bevölkerung doch italienisch ist, auch im übrigen das gewöhnliche italienische Bild bietet: Frauen und Kinder sitzen in der Kirche, die Männer stehn schwägend auf der Piazza, zu einer Prozession kommen sie doch alle im besten Staat mit brennenden Wachskerzen, sie folgen, Litaneien singend, dem Baldachin, unter dem der Ortspfarrer in vollem Ornate mit seinen Geistlichen schreitet, und voran zieht zu Ostern etwa ein geflügelter Engel und ein paar kleine barfüßige Jungen, der eine als Christus mit dem

Heiligenschein und der Weltkugel, der andre als Johannes in wolligem Schaffell mit blonder Lockenperücke, den Stab in der Hand, alle durchdrungen von dem Ernste ihrer heiligen Rolle. Dazu läuten die Glocken weithin über den See von nah und fern, nicht wie bei uns in Afforden, sondern in kurzen, eigentümlichen weichen Melodien.

Hinter der Westseite steht die Ostseite landschaftlich in mancher Beziehung zurück. Fast geradlinig verläuft die Küste von Torbole, auf der ersten Strecke so steil wie auf der Westseite, bis San Vigilio, wo sie plötzlich nach Osten umbiegt und sich verflacht, begleitet von dem langgestreckten schimmernden Schneerücken des Monte Baldo, der durchschnittlich mehr als zweitausend Meter hoch über dem Seespiegel aufsteigt und den ganzen See beherrscht. In schroffen, von tiefen Schluchten zerrissenen Abhängen fällt er zum See hinab, doch fast überall läßt er einen bald schmälern, bald breitem Vorstrand frei, und weit hinauf ziehn sich auch hier die lichten Olivenwälder, deren Ertrag neben dem Fischfang die beste Einnahme für die Anwohner bildet. Die zahlreichen kleinen Orte der Ostseite bis tief nach Süden waren im spätern Mittelalter ebenfalls in einem Bunde vereinigt, der Gardesana mit dem Hauptorte Torri nördlich von San Vigilio, erst unter den Scaligern von Verona (seit 1260), dann unter den Visconti von Mailand (seit 1387), die das Gemeinwesen in seinem alten Bestande bestätigten wie das der Riviera, endlich seit 1405 unter Venedig.

Weniger besucht als die Westseite und auch heute mit ihr wenig in regelmäßiger Verbindung hat die Ostseite doch, weil sie näher an Verona und an den Ausfluß des Mincio heranzührte, offenbar den größten Teil des lebhaften Durchgangsverkehrs beherrscht, der sich auf dieser prachtvollen, natürlichen Wasserstraße Jahrhunderte hindurch bewegt hat. Ersparte doch die Fahrt auf dem 52 Kilometer langen See den Warenzügen wie den Marschkolonnen mittelalterlicher Heere etwa zwei Tagereisen in schwierigem Gebirgsterrain, spielte also eine ähnliche Rolle wie der Comersee am Fuße der rätischen Pässe. Bedeutend war namentlich im fünfzehnten und im sechzehnten Jahrhundert der Getreidetransport von Desenzano aus über den See. Auch wer besonders schnell reisen wollte, nahm den Seeweg, wie Ennio Filonardi, Bischof von Veroli, als er im August 1521 päpstliche Wechsel nach Innsbruck an die Jucker brachte. Begünstigt wurde das alles durch die regelmäßig auf dem See wehenden Winde, den Paesano, den Bergwind, der um Mitternacht von Norden aufspringt, und die Dra, die von Mittag ab von Süden zu wehen beginnt. Mit jenem segelte Goethe am 13. September früh 3 Uhr von Torbole aus, dieser trieb ihn nach Malcesine zurück, das er dann um Mitternacht mit dem Paesano verließ. In der Tat kommt man mit Rudern auch gegen eine mäßige Windstärke nicht an, und der See ist durch diese Winde fast immer bewegt, wenn er nicht gar, was nicht selten ist, vom Sturme meerartig aufgewühlt wird, „anschwellend in tobenden Meeresswellen“ (*fluctibus et fremitu ad surgens, Benace, marino*), nach Vergil (Georg. II, 160).

Die alte Bedeutung ist heute freilich vorüber, der Verkehr beschränkt sich heute auf die regelmäßig laufenden Dampfer und auf zahlreiche größere, schonermäßig getakelte Segelbarken. Aber es macht doch einen unvergeßlichen Eindruck, wenn einer der schlanken weißen Dampfer den Hafen von Riva verläßt und wie in einem Fjord zwischen hohen Wänden, die hier nur etwa eine Stunde voneinander entfernt sind, dicht unter der prachtvollen, in Windungen hoch nach dem Ledrotale hinaufklimmenden Ponalestraße hinaussteuert in den bald tiefblauen, bald hellblaugrünen See, der nach Süden wie ein Berg aufsteigt gleich dem Meere, weil dort die optische Grenze des Wasserspiegels mit der Linie des Horizonts zusammenfällt. Wie lebhaft hier der Verkehr im Altertum war, das zeigen schon die Schifferzünfte (*collegia nautarum*), die in Riva wie in Peschiera (*Arelica*) bestanden. Daß er sich im Mittelalter wesentlich an der Ostseite bewegte, ergibt sich aus den zahlreichen Burgen und Zollstationen eben dieses Ufers. Hoch über Torbole, wo die gerade Straße von Mori nach dem See hinabsteigt, hängt, jetzt in Trümmern, die Burg Penede. Den Zoll in Torbole besaßen wie in Riva die Bischöfe von Trient, bis ihn 1200 Bischof Konrad seinem getreuen Vasallen Udalrich (*Dborico*) von Arco verließ. Weiter südlich, hoch auf einer stark vorspringenden Felsnase, erhebt sich mit Zinnenmauern und Türmen die Burg Malcesine, wieder ein Bauwerk der Scaliger, dann der Sitz des venezianischen Capo del Lago, jetzt eine Kaserne italienischer Zollwächter (*doganieri*), denn in geringer Entfernung nach Norden zu läuft die Grenze quer über den See. In der Tat eine unvergleichliche Warte! Aus dem äußern Burghof, zu dem ein steiler Weg und zuletzt eine Zugbrücke führt, betritt man durch ein Tor den größern innern Hof, dicht unter dem sich hier auf der höchsten Spitze des Felsens erhebenden gewaltigen Bergfried und zwischen hohen guelfischen Zinnenmauern. Das ist die Stelle, wo Goethe am 13. September 1786 das bekannte Abenteuer erlebte, als er den Turm zeichnete; eine Gedenktafel soll künftig daran erinnern. So verfallen, wie er die Burg schildert, ist sie keineswegs, und eins ist ihr unvergänglich geblieben, die wundervolle Aussicht über den See, aufwärts bis gegen Riva hin, abwärts bis San Vigilio. Mit üppigen Wein-, Obst- und Zitronengärten und mit Olivenpflanzungen bedeckt steigen die Abhänge nach dem Monte Baldo hinauf, der mit zerrissenen kahlen Wänden und Schluchten wie drohend über dem Gestade hängt. Dicht an den Burgberg geschmiegt und am Ufer zieht sich das Städtchen hin, von einer stattlichen Kirche zwischen alten Zypressen überragt, ein Gewirr von engen Gäßchen und grauen Häusern zuweilen mit wahrhaft höhlenartigen Türen und Fenstern. Die „unendliche Einsamkeit dieses Erdenviertels“, die Goethe hervorhebt, ist auch heute noch wenig verändert; als unser Dampfer, ein Extraschiff, eine ungewöhnlich zahlreiche Gesellschaft landete, da stand die ganze Bevölkerung, zwar nicht die Männer, die meist wohl auswärts auf Arbeit waren, wohl aber die Weiber und Kinder jedes Alters, vor den Haustüren, neugierig wie Neger Europäern gegenüber, braun, mager, dunkeläugig und schwarzhaarig, und als

sich der Dampfer wieder zur Abfahrt rüstete, da drängte sich ein dichter Schwarm von Kindern am Ufer und bis ins flache Wasser hinein, lachend, schreiend, rufend, sich balgend und die Hände ausstreckend nach den Kupfermünzen, die ihnen vom Schiffe aus zugeworfen wurden, und lächelnd sah ein junger Geistlicher vom Balkon eines nahen Hauses aus dem Spektakel zu. Es war eine Szene wie vor Capri. Aber schon hat Malcesine ein Albergo Italia, das auch von Deutschen bereits entdeckt ist, und ein zweites größeres, das Albergo Malcesine, ist im Bau. So dürfte auch Malcesine bald aus seiner „unendlichen Einsamkeit“ emportauchen.

Einsam, weltfern sind auch die kleinen Orte südlich davon, alle inmitten ihrer Olivenwälder, Anhäufungen von halb verwahrlosten Steinhäusern unter graurötlichen Ziegeldächern, aber meist mit stattlichen Kirchen. Besonders ansehnlich präsentiert sich die große achteckige Kirche des heiligen Karl Borromäus in Castelletto, das auch ein neues großes Waisenhaus hat. Von der ehemaligen Bedeutung Torris zeugt nur noch die viertürmige Scaligerburg; doch bringen die großen Marmorbrüche in der Nachbarschaft einiges Leben in die Einsamkeit, und eine Uferstraße verbindet diese Orte miteinander. Dagegen liegt in schwermütiger Verlassenheit am scharfen Vorsprunge San Vigilio, das seinen Namen dem heiligen Vigilius, dem Apostel dieser Gegend (um 400), verdankt; hohe Zypressen, weithin sichtbar über den See, bilden den Hintergrund der ihm geweihten Kirche, daneben hat Graf Agostino Brenzone aus Verona um 1550 eine echte Renaissancevilla mit offenen Loggien erbauen lassen, und Pinien, Zypressen und Zitronenhaine umrahmen sie. Drei andre große Villen, Gartenpaläste veronesischer Nobili, ziehn sich längs des ganzen flachen Gestades am Fuße mächtiger Anhöhen hin, hinter ihnen lange dichte Reihen von Zypressen; in der östlichsten, der dunkelroten burgartigen Villa Albertini hatte der König Karl Albert im hoffnungsreichen Frühjahr 1848 sein Hauptquartier.

Doch dort ragt dicht am Ufer ein riesiger Felsblock auf, steile, gelbe Wände über schrägem, dichtbewachsenem Abfall, oben ein breites waldbedecktes Plateau, 295 Meter über der Meeressfläche, also 230 Meter über dem See, dahinter, durch eine Einsenkung getrennt, eine zweite, flacher ansteigende Höhe, aus deren Baumwipfeln die Gebäude eines kleinen Klosters hervorschimmern, unten am Nordfuße an der Bucht ein Städtchen. Das ist Garda, das schon im spätern Altertum unter diesem Namen vorkommt (beim Geographen von Ravenna im siebenten Jahrhundert, der aber auf ältern Angaben fußt) und im Mittelalter dem See seinen Namen gegeben hat. Beweist schon dies die damalige Bedeutung der Burg, so spiegelt sich diese ebenso in der deutschen Helden Sage wider, die so fest mit Oberitalien und dem südlichen Tirol verwachsen ist. Hier auf Garten saßen König Ortnit von Lamparten (Lombarden) und Hildebrand, der Waffenmeister Dietrichs von Bern. Hier hielt König Berengar der Zweite, Markgraf von Ivrea, 951 Adelheid von Burgund, die junge Witwe Lothars, die vielen als die rechtmäßige Erbin des Königreichs Italien galt, in harter Haft, bis sie

im August desselben Jahres in abenteuerlicher Flucht nach der Burg Canossa bei Reggio entkam und sich mit dem deutschen König Otto dem Ersten vermählte, dem sie gewissermaßen ihr Recht zubrachte. Seit der auch dadurch vermittelten Vereinigung Italiens mit Deutschland wurde Garda Reichsburg und Mittelpunkt einer Grafschaft, die wenigstens später den Landstrich zwischen Torri, Lazise und Rivoli am Etschtale umfaßte. Hier lagerte Kaiser Lothar im August 1136 nach Überwindung der Veroneser Klause und vor dem Einmarsch in Verona (in plano Italiae iuxta Gardam, Otto Fris.), vielleicht um über den See bequemer Lebensmittel heranzuziehn. Hier erschien Friedrich Barbarossa im Juli 1158, doch behauptete der Veroneser Turisend (altlangobardischen Namens) die Burg, deren er sich irgendwie bemächtigt hatte, und der Kaiser konnte nur die fruchtbare Umgegend verheeren. Erst 1162 kam er wieder und zwang endlich 1163 Garda nach langer Einschließung zur Übergabe. Er verlieh die starke Burg zunächst dem bayrischen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, doch gab sie dieser schon 1167 wieder zurück, und nun erhielt sie (15. Februar) der Bischof Albert von Trident mitsamt der Grafschaft als Reichslehen, getreu der kaiserlichen Politik, die wichtigsten Paßstraßen nach Italien in die Hände geistlicher Herren zu bringen. Friedrichs Nachfolger, Kaiser Heinrich der Sechste, verkaufte dagegen, mit der Zurüstung des Feldzuges gegen Neapel beschäftigt, Garda 1193 (15. August) an Verona, dem es seitdem verblieb. Die Venezianer ließen die Burg verfallen und erlaubten, daß sie die Karmeliter 1665 als Steinbruch benutzten, um auf der rückwärts liegenden Höhe ein Kloster zu bauen; doch erst die Franzosen zerstörten sie beim Beginn des Spanischen Erbfolgekriegs 1701 vollständig.

In der Tat war Garda nicht nur für mittelalterliche Waffen so gut wie uneinnehmbar, sondern es beherrschte auch das ganze südliche Becken des Sees vollständig und zugleich eine wichtige Verbindung nach der Etsch und Verona hinüber, die jetzt durch eine Lokalbahn vermittelt wird. Noch Goethe ist diese Straße gezogen, indem er am 14. September, von der Riviera herüberkommend, in Bardolino landete und hier sein Gepäck auf ein Maultier, sich auf ein andres lud; nach drei Stunden ritt er in Verona ein. Ein langgestreckter niedriger Höhenrücken, über den die blauen Berge der Veroneser Klause herübersehen, scheidet hier den Gardasee vom Etschgebiet, ein überaus fruchtbarer Landstrich, mit Obstgärten weithin längs des flachen Seegeftades bedeckt, im Frühling rosig schimmernd von den zarten Blüten der Pfirsiche, die von hier in Massen ausgeführt werden. Südlich von Bardolino aber erhebt sich abermals an einer Stelle, wo schon Kaiser Otto der Zweite auf seinem letzten Reichstage in Verona (Mai und Juni 983) die Erbauung einer Burg angeordnet hatte, eine mächtige wohlerhaltne Scaligerburg, Lazise, die den zugeschütteten, in einen Park verwandelten Hafen mit umfaßte, unter Venedig einst „die aufmerksame Hüterin der Schifffahrt und reich an Waren“, denn hier fand jeden Montag ein vielbesuchter Wochenmarkt statt. Noch steht das venezianische Zollhaus am neuen Hafen.

Selbstverständlich befestigten die Scaliger weiter südlich auch den Punkt, wo in völlig flacher Gegend der Mincio den See verläßt, Peschiera, die „Fischerstadt“, das alte *Arlica*. Ein festes Bollwerk gegen Bergamo und Brescia nennt sie Dante, und der Venezianer Marino Sanuto rühmt sie als uneinnehmbar (1483). Doch ihre volle historische Bedeutung gewann die Festung erst als das nordwestliche Bollwerk des einst berühmten Festungsvierecks in den Kämpfen um die Befreiung und Einigung Italiens, und mahnend schauen aus dem flachen Hügellande im Süden des Gardasees, dem blutgetränkten Schlachtfelde dieser Kriege, auf Stundenweite nach allen Richtungen auch bis zur Mitte des Sees hin sichtbar, die beiden Türme herüber, näher der kolossale runde Turm bei San Martino della Battaglia, ein Nationaldenkmal für die Einheitskriege überhaupt, aus größerer Entfernung der mittelalterliche Burgturm von Solferino (24. Juni 1859), „die Warte Italiens“ (*spia d'Italia*). Ein Kastell der Scaliger beschützt und beherrscht noch heute auch den südöstlichsten Punkt am Gardasee, Desenzano, das im fünfzehnten und im sechzehnten Jahrhundert einer der bedeutendsten Märkte Oberitaliens, besonders für Getreide, war und noch jetzt an jedem Dienstag einen vielbesuchten Wochenmarkt abhält.

Ziemlich in der Mitte zwischen Desenzano und Peschiera streckt sich eine schmale niedrige Landzunge 4 Kilometer nordwärts in den See hinaus, die in einer breitem, höhern und felsigen Halbinsel endet. Nach der altrömischen Poststation (*mansio*) an der Straße von Verona nach Brizia heißt sie noch heute Sirmione. Man kommt dorthin entweder zu Lande von Desenzano aus oder angenehmer von Salò her zu Schiff, das zwischen der *Fola di Garda* und dem Festlande bei den Klippenreihen, die beide verbinden, hindurch an dem Vorgebirge *Manerba* und dem weinreichen *Valtenese* mit seinen stattlichen Ortschaften und Burgen vorübersteuert. Das Städtchen, an dessen Westseite es landet, füllt den Raum bis zur Ostseite aus, ein paar Gäßchen um einen großen, nach Westen geöffneten Platz mit mehreren ansehnlichen Gasthöfen. Denn Sirmione ist jetzt ein besonders von Mitte Juni ab vielbesuchtes Schwefelbad, dessen schon von den Römern benutzte starke Quelle mit 64,8 Grad Celsius Wärme wunderlicherweise auf der Ostseite 300 Meter vom Ufer entfernt und 17 Meter unter der Oberfläche des Sees entspringt und in Röhren nach dem stattlichen königlichen Badhotel geleitet wird. Hinter den Häusern und von der Stadt durch einen breiten Wassergraben getrennt ragt die mächtige Scaligerburg auf, die auch den versandeten Osthafen in ihren Zinnenmauern einschließt und jetzt das Municipio (Rathaus) beherbergt. Die prachtvolle Aussicht vom Mauerkranz und vom 30 Meter hohen Hauptturm macht die Erbauung der Burg an dieser abgelegnen Stelle begreiflich, denn das Auge übersieht hier das ganze weite südliche Becken des Sees, und eine Verbindung mit den nahen Scaligerburgen des Festlandes ließ sich hier durch Signale leicht herstellen. Daß hier schon in römischer Zeit eine Niederlassung bestand, bezeugen mehrere Inschriften unter dem Bogen des nordwärts führenden Tores. In langobardischer

Zeit entstand dann hier ein Kloster. Die heutige Kirche ist der heiligen Maria geweiht und ein sehr eigentümlicher einschiffiger Bau, denn das Dach ruht unmittelbar auf einer Reihe von großen hohen Spitzbögen; daran schließt sich ein Kreuzgang. Hier hat einmal gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts das Heer der Patarenen einen so festen Halt gefunden, daß es eines blutigen Kreuzzuges bedurfte, es auszurotten. Doch heute am Ostersonntage wandelten Frauen und Mädchen, manche anmutige schlanke Gestalt darunter, alle gepuzt und geschmückt, so gut sie konnten, über das dunkle Haar den kleidsamen Spitzenschleier, unter dem Geläute der Glocken zur Kirche, während die Männer um den Torbogen standen oder lärmend Morra spielten.

Gleich nordwärts vom Städtchen erhebt sich das Terrain zu einer ausgedehnten Hochfläche, die ein Olivenwald mit meist sehr alten, seltsam gewundenen und oft völlig ausgehöhlten Bäumen bedeckt. Ein Wegweiser zeigt nach den „Grotten des Catull“. Rechts zeigt sich oben eine moderne Villa, das Eigentum des anhaltischen Ministers von Roseritz, etwas weiter ab links vom Wege schimmert die uralte Langobardenkirche San Pietro, deren spitzer Turm seitwärts nur an die Kirche angelehnt ist, durch das lichte, graugrüne Laub der Bäume. Bald erscheinen allerhand Trümmer, endlich ungeheure Gewölbe, Bogen und Mauern, aus Bruchsteinen mit Ziegelschichten dazwischen wie für die Ewigkeit gefügt, von üppigem Gesträuch überwuchert, halb verschüttet und nach dem See zu wie Felswände steil abfallend, offenbar die Substruktionen eines großen spätromischen Palastes, der eine Grundfläche bedeckte wie heute das riesige Grand Hotel in Gardone. Oben liegt hier und da noch das römische Ziegelpaviment bloß, und die weitverzweigten unterirdischen Gewölbe sind teilweise noch heute so gut erhalten, daß sie als Keller dienen. Da das ganze Terrain Staats Eigentum ist, so kann hier glücklicherweise kein moderner Unternehmer durch irgendwelchen Spekulationsbau den idyllischen Frieden des Ortes stören. Und welch eine Idylle! Hinter uns der durchsichtige Olivenwald, tief unten der breite, flache Felsstrand, an dessen glattgespülte Platten die Wellen leise plätschernd schlagen, sonst ringsum der blaue See, jenseits nach Norden der lange Schneefamum des Monte Baldo, über dem Dunst, der seine Abhänge verhüllt, wie abgelöst vom Boden schwebend, im Nordosten, verschwimmend im bläulichen Dufte, San Vigilio und die Burg Garda, im Nordwesten über dem leicht hingehauchten Streifen der Isola di Garda die prachtwoll gezackte Kette der Brescianer Alpen. Hier und da blitzt ein Segel in der Sonne auf, aber kein Geräusch unterbricht die tiefe, traumhafte Stille. In der Tat, der alte Kellner, der sich um unser leibliches Wohl diensteifrig bemühte, hatte Recht, wenn er, selbst durchdrungen von dem Zauber dieses Erdflecks, sagte, man sei hier „wie außerhalb der Welt“ (*fuori del mondo*), und er wußte weiter zu rühmen, wie hier ein kühler Wind immer wehe und auch im heißen Sommer niemals die Hitze aufkommen lasse.

Hier also hat Catullus gehaust, wenn auch seine Villa mit den sogenannten Grotten des Catull schwerlich etwas zu tun hat, der größte Dichter der römischen

Literatur (geboren 87 v. Chr.), aber von Geburt und Art kein Römer, sondern ein romanisierter Gallier aus Verona, leichtlebig, erregbar und elegant wie ein Franzose, und er hat den Reiz seines geliebten Sirmione so lebhaft empfunden wie ein moderner Mensch. Wie jubelt er auf, als er im Jahre 56 v. Chr. aus dem fernen Kleinasien wieder zurückkehrt auf eignem, schlankem Schnellsegler, der ihn nach dem Wortlaute seines Gedichts auch noch den Po und den Mincio herauf bis in den Gardasee getragen hatte, wie preist er seinen „glänzenden See“ und seine „klaren Wellen“, und Sirmio nennt er den „Augapfel aller Inseln und Halbinseln“.

Wenn er hinausjah auf die weite Flut, da konnte er nicht ahnen, daß in diesen See dereinst eine große Völkerstraße von Norden nach dem Süden münden werde, und daß alljährlich die Nachkommen nordischer Barbaren, von denen er kaum den Namen kannte, die ihm und seinen Zeitgenossen fürchterlichen Alpen übersteigen würden, nur um das herrliche Bild in sich aufzunehmen, das er als ein heimisches schaute.

Literatur: Nissen, *Italische Landeskunde* I, 167; II, 2. 208. J. Jung, *Die romanischen Landschaften des römischen Reichs*. G. J. Vidermann, *Die Romanen in Österreich*, 1875. S. Kiezlner, *Geschichte Bayerns* I. A. Jäger, *Geschichte der landständischen Verfassung Tirols* I. Egger, *Tirol und Vorarlberg*. D. Wanka von Rodlow, *Die Brennerstraße im Altertum und Mittelalter* (Prager Studien aus dem Bereiche der Geschichtswissenschaft VII, 1900). Corp. inscript. lat. V, 2. A. Meitzen, *Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen* I. III. L. Woltmann, *Die Germanen und die Renaissance in Italien*. D. Redlich, *Ein alter Bischofsitz im Hochgebirge* (Zeitschrift des deutschen und des deutsch-österreichischen Alpenvereins 1890). F. Krones, *Land und Leute Westeuropas am Schlusse des Mittelalters* (Zeitschrift für allgemeine Geschichte 1887). A. Schulte, *Die Zugger in Rom*, 1904. L. Neumann, *Die deutsche Sprachgrenze in den Alpen*, 1885. G. Solitto, *Der Gardasee*, deutsch von F. J. Bräuer (in der Sammlung *L'Italia artistica*), 1905. J. R. Haarhaus, *Auf Goethes Spuren in Italien* I (in der Sammlung: *Kennst du das Land?*), 1896.



Der Bopparder Krieg

Eine rheinische Geschichte von Julius R. Haarhaus

(Schluß)

6



er auf die Orgelborner Kirmes folgende Tag hatte für die Bopparder nie zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört, aber diesmal lastete ein Raßenjammer oder wie man es mit einem mildern Ausdruck nannte: ein Hauptweh über der Stadt, woraus man ohne Schwierigkeit eine Aschermittwochstimmung hätte bereiten können, die für das ganze Erzstift und für den Bedarf von sieben Jahren ausgereicht haben würde.

Es war nicht nur der im Übermaß genossene Wein, dem man dieses Hauptweh verdankte, sondern auch die Reue darüber, daß man dem Kurfürsten einen Poffen gespielt hatte, für den er, wie auch der Streithandel schließlich enden mochte,